

delablå

erzählt euch was.

Klaus Ungerer

Das Fehlen

Novelle

5 Das Sterben

Jahnsportpark

Jetzt ist es Abend geworden. Gelbliches Lampenlicht und Nachtschatten am Boden wechseln sich ab. Ich bin sicher der letzte Mensch, der mit einem Diskman spazierengeht.

Granddad had a stroke and took

Himself a motel room to die

My parents, they just sit and wait

For the day they're gonna die

And me

Meeee

What do I do

When they die

Die silberne Akustikgitarre, der Hall, wie Wolken, die in der Sonne zergehen an einem halbwarmen Abend.

Neben dem Vereinsheim haben sie der Gasheizung ein Häuschen gebaut. Die kleinste Platte der Welt. Der Schornstein schickt Schwaden zum Himmel, die Heizung sendet warmes Wasser durch Rohre, das warme Wasser läuft durch das ganze Vereinsheim und dann zurück. Dabei ist gerade niemand im Vereinsheim. An der Bulettenbude stehen ein paar, und auf dem hell erleuchteten Nebenplatz spielen

Jugendmannschaften ein Halbfeldturnier. Gerade als ich mich wegdrehe, zum dunkel liegenden Stadion hin, brechen sie in einen Jubel aus, der ihnen die Kälte vertreiben hilft.

Ich kann meine Schritte nicht hören. Die Tennisplätze liegen leer. Letztes bläuliches Licht vom Wedding steht hinter den Flutlichtmasten, die schwarz in dünnere Luft hinein ragen. Keine Bewegung ist über ihnen, keine Wolken ziehen, der Himmel sinkt nur langsam in die Nacht. Wo ist die Kolonie Krähen, die dort immer sitzt und palavert?

71

Im Schatten des Gebüschs kommen mir zwei Frauen entgegen. Es sei schon echt kein Spaß, sagt die eine, mit dem Ex-partner um den Hund zu streiten. Im Vorbeigehen erkenne ich die Frau, sie sieht mich im Dämmerlicht. Hinterher trotzelt ihr Hund, er will aufholen, auch er läuft ohne Erkennen an mir vorbei.

Jetzt kommt niemand mehr. Der Diskman schnurrt, ehe er den ersten der beiden Songs wieder leise einsetzen lässt. In der Pause kann ich hören, wie die D-Jugend in das nächste Torgeschrei ausbricht, schon weiter weg. Dann bin ich wieder bei mir. Und ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Aber vielleicht komme ich nicht mehr zurück.

Jahnsportpark

Hier hinter dem dunklen Stadion habe ich mich mit Sylvia angefreundet, in einem Spätsommer, am Hang zum Mauerpark hin.

Es war wieder einer dieser Tage. War wieder einer dieser Spaziergänge, die lieber nicht enden sollten. Weil man nicht wüsste, ob man, wenn man irgendwo hingekommen wäre,

seine Schuhe, seine Jacke ausgezogen hätte, sich hingesezt hätte in eine stille Wohnung

ob man da nicht implodieren würde

ganz leise fast schmerzfrei

ohne Hoffnung ohne Ängste

ohne Morgen oder Gestern

in sich zusammensacken

auf eine Singularität

einen Punkt im Raum

Ausgiebig hatte ich den Prenzlauer Berg bewandert, hatte einen größeren Schlenker über den Humboldthain genommen, hatte die gut gemeinten letzten Versuche der Sonne zur Kenntnis genommen. Setzte immer einen Fuß vor den anderen, auf der abgewetzten Mauerparksteppe, zwischen Scherben, Grasresten, Knochen, abgebrannter Kohle.

Hinten am Hang saß eine Frau. Um sie herum schnüffelte ein kleiner Hund. Erst als sie mir mit einer plötzlichen Armbewegung kurz winkte, verstand ich, dass wir uns kannten. Von einer flüchtigen Begegnung im Sommer. Ich stand unschlüssig da. Die Frau versank wieder in ihrem Handytelefonat. Wieso hatte sie mir gewunken?

Ich schlenderte auf sie zu, auf den Hang zu, vom Tiefpunkt aus. Wer mich begrüßte, war Krause, ihr kleiner Hund.

Krause, den sie von ihrem Nachbarn geerbt hatte, als der am Krebs gestorben war. Krause, der ganz selbstverständlich mit mir mitkommen würde, später, nach einem Abend in der Flaschenbierkneipe auf der Schönhauser, und Sylvia rief lange vergeblich nach ihm.

Krause schnüffelte an mir, setzte sich aufs Gras, ließ mich

sein ruppiges Kurzhaar streicheln, mit Blick in die Ferne. Überm Wedding stand noch die Sonne.

Ein Blick auf die Frau genügte. Das war gerade kein schönes Telefonat.

Ich scharwenzelte ein bisschen um sie herum, warf Stöckchen für Krause, ließ sie telefonieren. Ließ sie zum Ende kommen. Dann trafen mich ihre grün leuchtenden Augen.

Nicht so'n guter Tag heute, was. Sagte ich.

Setzte mich.

Dann erzählte sie mir ihre Geschichte.

73

Jahnsportpark

Ihre Urne hat sie selbst entworfen. Knallpink. Mit großen goldenen Buchstaben drauf: SYLV. Der Deckel wurde von einer kleinen Skulptur gekrönt: Auf einer Scheibe Weißbrot saß ein Reh.

Über das Reh weiß ich nichts. Das Weißbrot war ein Zitat aus Sylvias Leben. Abends hatte die Mutter zu den Kindern immer gesagt: *Wer will noch was essen? Aber es gibt nur Brot.*

Genau so war es im Hospiz dann auch. Abends kamen die Pflegerinnen herum, ob jemand Hunger habe. Und dann gab es nur Brot.

Brot, in dem Sylvia mit ihren knochigen Fingern stundenlang herumstochern konnte, es auseinanderpflücken, es mit der Gabel hin- und herwenden, bis nur zerquetschte Krümel blieben.

Ich hatte einen Platz in der ersten Reihe. Ich sollte eine Rede halten. Auf einem geschmückten Podest stand die prachtvolle Urne. Da war jetzt Sylvia drin.

Ich wusste nicht genau, ob man hier nun fotografieren durfte oder sollte. Aber ich würde diese Urne ja nie wieder sehen. Leise schlich ich zu Sylvias Mutter, legte ihr die Hand auf die Schulter.

Ob das doof sei, wenn ich jetzt hier knipsen würde.

Nö, sagte sie, mach nur.

Jahnsportpark

Sylvia ging fest davon aus, dass ich über sie schreiben würde. Ich sei doch Autor, sagte sie, da würde man so was doch verwenden. Sie war Tänzerin, war Schauspielerin. Dass sie Material sein würde, war ihr selbstverständlich. Ich glaube, es machte sie sogar ein bisschen stolz. Im Hospiz habe ich ein Foto von ihr gemacht, wie sie im Bett lag, das immer noch schöne Gesicht auf dem Kissen, mir und dem Schicksal fröhlich die Zunge rausstreckend.

Ich sagte, ich würde das gerne auf Facebook posten. Sylvia fand die Idee sofort gut.

Ich lud das Bild dann später in meiner Timeline hoch, ich taggte Sylvia, und ich schrieb:

Nie vergessen – macht SO, wenn der Sensenmann kommt!

Jahnsportpark

Damit die Menschen friedlich zusammenleben, hat man vorm Stadion eine riesige Hausordnung hingestellt, die Fan-aufkleber auf ihr erreichen kaum halbe Höhe. BFC, Hertha, København, Millwall ...

Unterhalb der Hausordnung gibt es auch noch eine ganze Reihe durchgestrichener Dinge zu sehen: durchgestrichene

Fahnen, durchgestrichene Flaschen, durchgestrichene Motorradhelme, Pistolen, schwertartige Messer ...

Ich bewundere den Stadionplan mit seinen durchbuchstabierten Blocks, bewundere die unbekannten Fanaufkleber-Aufkleber, die auf dem Schild in erstaunliche Höhen vorgedrungen sind, so dass sie erst einen Unionsticker mitten in den Grundriss des Stadions platzieren konnten, in drei Meter Höhe, und dann noch einen Herthasticker auf den Unionsticker mittendrauf. Sie müssen Räuberleiter gemacht haben, dort wo ich jetzt stehe und gar nicht stehen darf, denn der Platz unter dem Schild ist per dringendem Hinweis der Feuerwehr vorbehalten, die dafür sorgt, dass die Menschen hier nicht in Flammen aufgehen. Rechts neben dem Schild ist die Feuerwehrrzufahrt zwischen Stadion und Schmelinghalle, diese führt zu einem großen Gittertor, das immer geschlossen ist. Ich gehe den nächsten Zaun entlang, Autos dürfen hier nur eingekreiste 10 fahren, damit es nicht zu Unfällen kommt. Durch einen Fußgängerdurchgang komme ich auf das Gelände der Schmelinghalle.

Wie ein Hügelgrab wächst die Halle aus dem alten Todesstreifen heraus, von Gras und Blumen bewachsen, mit einer Andeutung von deutschem Forst sogar drauf, eine Birke, ein paar zusammengekuselte Kiefern, die ihre Äste trübe durchhängen lassen, größtmögliche Dunkelheit schaffend. Auf dem Gras stehen Schilder, die irgendwas verbieten. Raufgehen auf die Halle kann man trotzdem. Da ist eine breite Betontreppe. Vor die Treppe haben sie eine schlappe rotweiße Plastikkette gehängt. Man hat die Wahl, rüberzusteigen über die Kette. Oder man geht halt einfach nebendran auf dem Rasen.

Schön sein soll es da oben, besonders morgens. Das hat Sylvia mir erzählt. Meistens soll da niemand sein, manchmal qualmen ein paar Jugendliche dort, manchmal macht jemand Tai Chi. Nur sehr selten werde man von da oben vertrieben.

Das wäre immer ein naheliegendes Ziel für uns gewesen. Aber rauf geschafft, zusammen, haben wir es nie.

Jahnsportpark

Zusammen haben wir mal einen 20-Euro-Schein gefunden. Das war auf dem Weg nach Pankow. Das ist noch gar nicht so lange her.

Der Frühling war hervorgebrochen, Sylvia und ich hatten uns für einen Spaziergang verabredet. Was ungewöhnlich war. Normalerweise traf man sie und Krause einfach so unterwegs. Man schlenderte durch den Humboldthain, oder man kam an der komischen Hundewiese vorbei, oder man spintisierte am Mauerparkdurchgang zum Wedding in ein paar Sonnenstrahlen hinein, und da war sie dann auf einmal. Meistens war Krause schon bei mir, bevor ich Sylvia überhaupt zur Kenntnis genommen hatte. Dann ging die Sonne auf. Und immer hatte Sylvia irgendwelche neu entdeckten Geheimorte am Start – eine riesige Wiese, die nur über S-Bahngleise zugänglich war. Oder ein kleines rumpeliges Café an der Panke, wo man auf zusammengezimmerten Bänken zwischen Blumen in der Sonne saß. Oder die Straßenbahn, die einen von P'berg-Zentrum in einer halben Stunde aufs platte Land rausfuhr, Felder und Wälder, langes Laufen und Rumtollen und Kläffen, weiter Blick über Brandenburg, und nicht mal der Fernsehturm war von dort aus zu sehen.

Dieses Mal waren wir verabredet über SMS, und das Ziel war gar nicht spektakulär. Wir wollten nach Pankow laufen, Sylvia wollte von ihren neuen Berufsplänen berichten, immer hatte sie ja etwas Neues in der Mache, nichts davon war je wirklich sicher, und oft genug war Sylvia abgetaucht oder auf Minitournee in der westfälischen Heimat oder in einer Reha an einem schöneren Ort. Sylvia war ja dabei, sich überhaupt erst wieder einzusortieren ins Leben, und wohin das führen würde, wusste Sylvia selbst am wenigsten zu sagen.

Wir waren nicht weit gekommen, hatten uns gerade erst aufgemacht von der Behmbrücke abwärts, Richtung Pankow. Da lag ein 20-Euro-Schein auf dem Asphalt. Die Sonne schien drauf. Wir waren eingeladen. Der liebe Gott hatte uns einen Frühling beschert, er hatte uns einen Spaziergang beschert, Krause immer munter drumherum, der liebe Gott spendierte uns Kaffee und Kuchen. In der Mirabelle in Pankow. Was für ein Start in die Freiluftsaison.

Bald drauf war Sylvia mal wieder weg. Ich arbeitete in meiner Schreibstube vor mich hin. Dann klingelte das Handy. Ich gehe sonst nie ans Handy. Meistens ist der Ton ausgeschaltet. Nicht diesmal.

Hi, sagte Sylvia, ich muss dir was erzählen.

Und ich kannte die verflixte Geschichte so gut. Immer wenn die Leute endlich wieder einmal sich aufzuatmen trauen, zum ersten Mal nach Jahren, immer wenn sie wieder Boden unter den Füßen ahnen, an den Zehenspitzen ganz zart, immer wenn sie sich ein Leben vorzustellen wagen – ist der Krebs wieder da.

Dieses Mal war er überall.

Schmelinghalle

[Auf der Halle: Fernblick, Einblick, leeres Gestühl, keine Leute, nur eine Flasche und Reste von Dope.]

Schmelinghalle

78

Ich habe Sylvia beim Sterben besucht. Es war einer der letzten Tage, an denen sie noch ihr Bett verlassen konnte. Die Beine gehorchten ihr schon nicht mehr, mit nachsichtiger Genervtheit, wie man sie für Säuglinge hat, griff sie nach ihnen, den ausgezehrten, und hob sie ein bisschen hin und her in ihrem Rollstuhl, bis alles richtig war. Ihr Schuhe anzuziehen war gar nicht so leicht. Die dicken Socken.

Draußen schien die Sonne, ganz langsam schob ich Sylvia über die Schwellen und Kanten auf dem Weg, wir gingen zur Eisdiele ums Eck. Emsdetten. Verhauner Beton, viel gut gemeintes, hässliches Zeug. Nirgendwo etwas Schönes zum Sitzen. Wir steuerten eine verrottende Holzbank im Schatten eines Fußgängerzonenbaums an, das ging. Sylvia aß ihr Eis mit dem Löffelchen und erzählte, was sie noch schmecken konnte und was nicht. Ihr Sterbeprozess wurde von ihr mit wachem Interesse begleitet. Sie amüsierte sich über die Leute, die vorübergingen. Die Leute mieden ihren Blick. Sylvias Lebensfreude war dieselbe wie immer, nur sehr verlangsamt. Ich brachte die Eisbecher und die Servietten zum Müll, dann sagte ich: Es muss doch hier irgendwo einen Park geben.

Und den gab es. Gerüchteweise müsste man ein Stück schräg durch die Fußgängerzone, vorm großen Krankenhaus vorbei, an einer Ampel über eine mehrspurige Straße – in unserem Tempo! – und dahinter wäre dann der Park.

Sylvia war sich nicht sicher, ob sie so einen Weg durchhalten würde. Ich wusste: Ich würde nie mehr mit ihr in einem Park sitzen. Wir berieten uns kurz und schuckerten dann los, an Boutiquen vorbei und ein paar schönen Sommerblusen, die Sylvia gefielen. Vorbei an Frisörsalons, Pizzerien. Eine Rampe im Schatten von Betonbauten hoch. Dann standen wir am Krankenhausvorplatz.

Kopfsteinpflaster. Dreißig, fünfzig Meter davon. Es lag wie ein Ozean zwischen uns und der Hauptverkehrsstraße. Sollten wir es wagen?

Sylvia schickte mich zum Kundschaften vor. Ich ging über den Krankenhausvorplatz und erkundete dahinter die Lage. Ja, es schien, da hinten sei ein Parkeingang. Mit diesem Ergebnis kam ich zu ihr zurück, die friedlich im Sonnenschein gewartet hatte. Sie war zögerlich. Ich redete ihr zu. Dann trauten wir uns. Kopfsteinpflaster, Kopfsteinpflaster, Kopfsteinpflaster.

Der Park war gar nicht so übel. Ich schob sie an Wiesen, spielenden Kindern und irgendwie pikierten Rentnern vorbei. Bis zu einer Bank in der Sonne. Rauchen wollte sie nicht mehr, obwohl es ja egal war. Ich drehte mir eine. Das sei nicht gesund, sagte Sylvia. Das Nächste hatte ich mir schon länger überlegt.

Wie viele darf ich denn rauchen am Tag? Fragte ich.

Sylvia überlegte.

Fünf, sagte sie dann.

Ich sagte: *Okay, versprochen.*

Und drückte die Hand am Ende ihres dünnen Arms.

Schmelinghalle

80

Ich habe ihre Stimme noch auf dem Handy. Sylvia hatte in den letzten Monaten ihren ganz eigenen Wach- und Schlafrythmus, das Morphium hatte sie in eine andere Umlaufbahn befördert, und was sie dort erlebte, war schwer wiederzugeben. Ein paar Mal hat sie mir versucht zu erklären, an was für einem zeitlosen Ort sie sich dort befand und was für Schemen und Gestalten ihr dort begegneten, einiges davon hat sie auch in ihren letzten Aquarellen gemalt. Sie hoffte, ich würde das aufschreiben können, diese seltsame Welt. Aber ihre Sprache von dort war nicht mehr meine.

Immer hatte ich gerade etwas zu tun, wenn sie anrief. Ich hatte ihr versprochen, sie könne mich jederzeit anrufen, tagsüber und nachts, und doch hatte ich Angst vor den Gesprächen. Was sollte ich sagen: Wie geht's? Was machst du heute noch so? Sollte ich fröhlich sein und das Leben, das wir zusammen gekannt hatten, so lange wie möglich nach hinten auszudehnen versuchen? Wäre es schal, ihr von meinen Sorgen und Nöten zu erzählen?

Manchmal rief sie an. Meistens ging ich ran. Wusste kaum, was ich sagen sollte. Sylvia erzählte dann ein bisschen von ihrem Hospizleben, wie das Essen gewesen war oder wer sie besucht hatte. Dann wurde sie müde.

In den letzten Wochen, bevor sie sich abmeldete von allen, haben wir unsere Kommunikation mehr auf Whatsapp verlagert. Paar Smileys gehen ja immer. Manchmal dauerte es Tage, bis ich wieder von ihr oder sie wieder von mir hörte. In meinem Leben taumelte so viel Zeug durcheinander, Orkan Alina, wofür sollte sie sich jetzt auch damit beschäftigen?

Sie hatte ja nur noch eine Aufgabe.

Sprachnachrichten kamen manchmal. Selbst vor denen hatte ich Angst. Dann hörte ich sie doch an. Und zum ersten Mal begriff ich, was sie überhaupt für eine bezaubernde Stimme hatte. Sylvia.

Einmal wollte ich ihr unbedingt sagen, wie sehr ich mich freue, dass wir uns kennen gelernt haben, und wie sie mein Leben bereichert hat, und dass ich sie nie vergessen werde. Ich nahm auf Whatsapp acht verschiedene Versionen davon auf, und nach jeder Version fühlte ich mich blöd: Es sollte ja nicht zu pathetisch sein, es sollte nicht zu traurig sein, es sollte noch kein Abschied sein, es sollte kein dümmlicher Trostversuch sein, die Stimme sollte gut klingen. Sieben Mal war ich unzufrieden und klickte auf Löschen. Die achte ließ ich dann stehen.

81

Ich hatte Whatsapp nicht kapiert. Was aufgenommen war, war auch verschickt. Ich hätte ihr ja neulich acht Mal dasselbe erzählt, sagte Sylvia mir eines Tages glucksend. Das sei aber sehr süß gewesen.

Einmal hat sie für mich gesungen auf Whatsapp, mitten in der Nacht. Ihre Party sei es, und sie weine, wann sie wolle

Weine, wann sie wolle

Weine, wann sie wolle

Ihre Party sei es und sie

Weine, wann sie wolle

Schmelinghalle

Es ist nicht schön, wenn man weiß, dass der letzte Blick der letzte Blick ist. Als ich meine andere Oma zum letzten Mal

sah, wurde sie gerade auf einen Klostuhl gehoben, und mit aller theatraler Verzweiflung, über die sie verfügte, rief sie, nein, so solle es doch nicht zu Ende gehen. *Wir sehen uns doch bald wieder!* Rief ich mit gespielter Fröhlichkeit. Sie aber behielt Recht.

Als ich meinen Opa zum letzten Mal sah, in seinem Krankenhausbett, standen noch allerlei Verwandte um ihn herum. Alle wussten, dass der Krebs ihn auffraß. Aber man durfte nicht darüber reden. Warum, weiß ich bis heute nicht. Beim Rausgehen drehte ich mich an der Tür noch einmal um. Opa zog sich mit der einen Hand ein bisschen an seinem Gitter hoch, im Hemdchen, seine andere knautschige Hand winkte mir zu.

Ich glaube, er hat mich geliebt wie ich ihn.

Als ich Sylvia zum letzten Mal sah, stand ich am Bahnsteig in Emsdetten und wartete auf meine Regionalbahn. Sylvia saß jenseits der Gleise, im Rollstuhl, mit einer Betreuerin. *Oh je*, hatte sie gesagt, *das wird jetzt schwer*. Sie verabschiedete nach und nach Dinge und Personen aus ihrem Leben. Krause hatte sie schon weggegeben. Nun war ich dran.

Wir hatten uns umarmt. Hatten ein paar Fotos gemacht. Wir hätten ein hübsches Paar abgegeben. Die Biobauern Sylvia und Klaus Greve aus Mesum freuen sich über ihre neuen Honigkreationen.

Von links rauschte der Zug heran. Noch sah ich Sylvias Gesicht, das mir aus dreißig Metern zugewandt war. Dann schob der Triebwagen sich davor. Ich stieg ein, suchte nach einem Fenster, aber drinnen sah sie mich nicht mehr. Der Zug fuhr los. Meine Kiefer mahlten, von Emsdetten bis Berlin.

Aber Berlin, das sagt sich so leicht. Die Stadt war ja nicht mehr dieselbe.

Schmelinghalle

[Die Halle, die Leere, die Krähen. Im Restlicht.]

Klaus Ungerer, geboren 1969, aufgewachsen in Lübeck, war Feuilletonredakteur der *FAZ* und Textchef des *Freitag*. Er lebt als Feuilletonredakteur des *nd*, Autor und Lektor in Berlin. Zu seinen Hauptwerken gehören das literarische Experiment *Alles über die Welt* (*Blessing*), die Gerichtsreportagen *Was weiß der Richter von der Liebe?* (*Tropen/Klett-Cotta*) und die Novellen *Das Fehlen* und *Wir sagen einfach alles, wovor wir Angst haben* (*edition schelf / delablå*). Letztere gehörte für die *Welt am Sonntag* zu den 55 besten Büchern des Jahres 2023.

»Klaus Ungerer ist ein Autor, den ich schon lange bewundere.«
(Christian Baron)

»Ungerer gebietet über ein hochentwickeltes Sprachgefühl mit erstaunlicher Virtuosität.« (Frank Schirrmacher)

»An Erfindungsreichtum, grotesker Phantasie und Sprachwitz ist Ungerer schwer zu übertreffen.« (FAZ)

»Tut weh und muss wehtun, ein moderner Werther.«
(*Welt am Sonntag*)

Das Fehlen

Klaus Ungerer

Neuausgabe, Berlin, Juli 2025

Alle Rechte liegen beim Autor.

delablå – delablaa.de

Ein Label von Anusch Thielbeer & Klaus Ungerer

Klaus Ungerer

c/o Block Services, Stuttgarter Str. 106, 70736 Fellbach

kung@delablaa.de

Grafik/Umschlagfoto

Anusch Thielbeer – anusch-thielbeer.de

Druck/Bindung

ePubli – ein Service der neopubli GmbH, Berlin